



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 8, Nr. 24 November 24, 1955

Köln: Bund-Verlag, November 24, 1955

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

AUFWÄRTS

Nebenan

Im Schankzimmer einer Berliner Kneipe. Nach der Polizeistunde. Der Wirt döst hinter der Theke. Aus den Zapfhähnen fallen monoton Tropfen auf das Blech. Im spärlichen Licht der zwei trüben Gasflammen kauert eine dunkle Gestalt an einem Tisch. Aus einem Extrazimmer tönen Stimmen.

Der Wirt (fährt auf): Na... Willem... nu jeh man nach Hause! — Feierahmt!

Die Gestalt: Laß mir noch 'n bißken, Paul! Bei mir zu Hause frier ick zu Puppenlappen. Wir ham keene Kohlen. Du sitzt ja hier doch noch... Wejen die da... Wie lange kann diß noch dauern?

Der Wirt: Na, die machen noch lange! Wat 'n richtija Krijeverein is, der hört nich vor morjens sechsen uff. Uah...

Die Gestalt: Sei ma stille! Hör ma...!

(Im Extrazimmer klopft jemand an ein Glas. Es wird still.)

Eine Stimme: Kameraden! Im Andenken an das zweite Garderement zu Fuß bitte ich Sie, mit mir unsres allerhöchsten Kriegsherrn und seiner Paladine zu gedenken. Wer wie wir vier Jahre lang Schulter an Schulter im Felde gestanden hat, wer wie wir die gleichen Gefahren, die gleichen Entbehrungen ausgehalten hat — der hat die Pflicht, die über das Reich hereingebrochene rote Gefahr...

Die Gestalt (ist aufgestanden, alter Mantel mit weiten Ärmeln, abgeschabt und ärmlich): Watn! Wer issn det...?

Die Stimme: ... auch fürderhin die Säulen von deutscher Sitte und deutscher Art zu vertreten, die Ehre haben. Von hinten erdolcht, hat unser tapferes Heer, die ungeheuren Opfer nicht scheuend, bis zum letzten Hauch von Mann und Roß...

Die Gestalt: Nanu? Die Stimme kenn ick doch... Det is doch... Paule...

Der Wirt: Wat hastn?

Die Stimme: Wir Offiziere voran, hat das zweite Garderement zu Fuß immer seinen Mann gestanden, wenn es galt, die Fahnen unsres allerhöchsten Kriegsherrn...

Die Gestalt: Paul!

Der Wirt: Schnauze! Wat machste hier sonnen Krach?

Die Gestalt (nähert sich der Tür): Det is er! Det is er! Und wenn ick hunnert Jahre alt wer, die Stimme vajeß ick nich! Det is er!

Der Wirt: Wißte leise sein! Wer is det?

Die Gestalt: Unsa olla Kompanieführer! Is det son kleena Dicka?

Der Wirt: Ja doch — mit Jlungschoogen!

Die Gestalt: Det is er! Natürlich is er det! Wat saacht er da?

Die Stimme: Folgen Sie auch weiterhin meinem Vorbild, unserm Vorbild, und seien Sie eingedenk...

Die Gestalt: Paul — er hat sie alle in Kasten jesteckt! Wer eenen Fußlappen zuwenig hatte: Rin in Kasten! Paul, er hat sie anbinden lassen — vastehste — die Beljier immer munter drum rum — die ham jelacht, die Äster — er hat ooch jelacht. Wir hatten ihn in Jarneson... Ick ha damals Wache geschohm. Jede Nacht kam er mit 'ne andre Sau ruff — ick hab imma missen präsentieren! Wat saacht er?

Die Stimme: Solange Deutschland solche Männer hat wie Ludendorff und seine Offiziere, kann es nicht untergehn!

Die Gestalt: Ick hau...!

Der Wirt: Willem! Jeh von de Dhiere wech! Mach dir nich unjlicklich!

Die Gestalt: Ick habe zweendreissich Mark Rente — und der?

Der Wirt: Wißte von de Dhiere wech!

Die Stimme: Und so bitte ich Sie, mit mir anzustoßen auf das Wohl...

Die Gestalt: Hab keene Angst, Paule. Ick kann ja die Dhiere janich uffkriejen. Ick... (er schwenkt seine weiten Ärmel. Sie sind leer.)

Das Nebenzimmer: Hurra! Ra! Rra!

(Aus „Und überhaupt...“ von Kurt Tucholsky.



Cri Cri geht durch

die Stadt

Siehe Seite 5

Die Zentrale

Von Kurt Tucholsky

Die Zentrale weiß alles besser. Die Zentrale hat die Übersicht, den Glauben an die Übersicht und eine Kartothek. In der Zentrale sind die Männer mit unendlichem Stunk untereinander beschäftigt, aber sie klopfen dir auf die Schulter und sagen: „Lieber Freund, Sie können das von Ihrem Einzelposten nicht so beurteilen! Wir in der Zentrale...“

Die Zentrale hat zunächst eine Hauptsorge: Zentrale zu bleiben. Gnade Gott dem untergeordneten Organ, das wagte, etwas selbstständig zu tun! Ob es vernünftig war oder nicht, ob es nötig war oder nicht, ob es da gebrannt hat oder nicht — erst muß die Zentrale gefragt werden. Wofür wäre sie denn sonst Zentrale! Dafür, daß sie Zentrale ist! Merken Sie sich das. Mögen die draußen sehen, wie sie fertig werden!

In der Zentrale sitzen nicht die Klugen, sondern die Schläuen. Wer nämlich seine kleine Arbeit macht, der mag klug sein — schlau ist er nicht. Denn wäre er's, er würde sich darum drücken, und hier gibt es nur ein Mittel: das ist der Reformvorschlag. Der Reformvorschlag führt zur Bildung einer neuen Abteilung, die — selbstverständlich — der Zentrale unterstellt, angegliedert, beigegeben wird...

Einer hackt Holz, und dreiunddreißig stehen herum — die bilden die Zentrale.

Die Zentrale ist eine Einrichtung, die dazu dient, Ansätze von Energie und Tatkraft der Unterstellten zu deppen. Der Zentrale fällt nichts ein, und die anderen müssen es ausführen. Die Zentrale ist eine Kleinigkeit unfehlbarer als der Papst, sieht aber lange nicht so gut aus.

Der Mann der Praxis hat's demgemäß nicht leicht. Er schimpft furchtbar auf die Zentrale, zerreißt alle ihre Ukase in kleine Stücke und wischt sich damit die Augen aus. Dies getan, heiratet er die Tochter eines Obermimen, avanciert und rückt in die Zentrale auf, denn es ist Avancement, in die Kartothek zu kommen. Dortselbst angelangt, räuspert er sich, rückt an der Krawatte, zieht die Manschetten

gerade und beginnt zu regieren: als durchaus gotteingesetzte Zentrale, voll tiefer Verachtung für die einfachen Männer der Praxis, tief im unendlichen Stunk mit den Zentralkollegen — so sitzt er da wie die Spinne im Netz, das die anderen gebaut haben, verhindert gescheite Arbeit, gebietet unvernünftige und weiß alles besser.

(Diese Diagnose gilt für Kleinkinderbewahranstalten, Außenministerien, Zeitungen, Krankenkassen, Forstverwaltungen und Banksekretariate und ist selbstverständlich eine herz hafte Übertreibung, die für einen Betrieb nicht zutrifft: für deinen.)

Das Werk von Kurt Tucholsky, der vor zwanzig Jahren starb, ist im Rowohlt-Verlag, Hamburg, erschienen. Dreißig Jahre sind die Artikel alt. Sie sind auch heute noch aktuell.

Aufhören ?

Könnst ihr nicht endlich damit aufhören, in euren Artikeln und „Witzen“ den Soldaten zu verunglimpfen, der doch genau so Anspruch auf Achtung hat wie jeder andere Berufsangehörige?

Bruno Schönemacher, Hannover-Kleeefeld

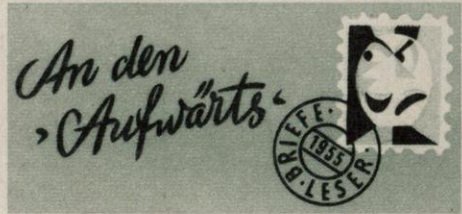
Realistischer

Unser Freund Lambert Hohenstein (Leserbrief in Nr. 23/55) beschwert sich darüber, daß der Aufwärts in seinem Bericht aus London (Nr. 22/55) nur Fotos von „reichlich unansehnlichen und langweiligen Frauen“ gebracht habe. Ich muß sagen, daß ich die Fotos aus London realistischer und erfreulicher finde als den Reigen der Modedamen in Nr. 23/55. Solche Fotos setzen unseren Mädchen doch nur Flöhe in den Kopf. Sie wollen auch so „schön“ sein und so umworben wie die Modegirls, die angeblich keine Berufsmannequins sind und dazu sogar noch einen ganz bürgerlichen Beruf haben sollen.

Paul Niedermayr, Nürnberg

Hoffentlich

Hoffentlich hält Susanne Erichsen ihr Wort, daß ihre Modelle „nicht nur gut aussehen“, sondern auch „den Geldbeutel nicht allzusehr belasten“ sollen. Denn was die bedeutenden Modeschöpfer im allgemeinen auf den Markt



bringen, ist doch ausschließlich für Damen bestimmt, die große Mittel zur Verfügung über einen reichen Freund haben. Wer nimmt schon Rücksicht darauf, daß ein Mädchen mit 250 DM Gehalt sich auch mal schön machen möchte?

Ingeborg Kreike, Kiel

Zierde

Diese frischen jungen Mädchen gereichen nicht nur dem Modehaus Erichsen zur Zierde, sie haben auch die letzte Nummer des Aufwärts entschieden geschmückt ...

Erwin Gunther, Wanne-Eickel

Bewerben

... Kann ich nicht die genaue Adresse der Modeschöpferin Erichsen bekommen? Ich möchte mich gern bei ihr bewerben.

Heike Köpping, Minden

Tränen kamen

Als heute der Aufwärts kam und ich das weinende Mädchen (Titelbild Nr. 23/55) sah, da kamen mir — ich schäme mich nicht, es zu sagen — auch die Tränen. Die Erwachsenen gehen an Kindertränen leider nur zu oft kalt vorüber. Damals, als noch Krieg in Korea war und wir hier gelegentlich in der Wochenschau davon etwas sahen, da wurde auch mal ein Kind gezeigt, das einsam und verlassen an einer endlosen Straße stand und weinte. Oft denke ich an dieses Kind. Ein Bild, das anklagt! Lassen sich die, die den Krieg im geheimen schüren, von solchen Bildern nicht erschüttern? Was kann man tun, um die Menschheit anders zu machen? Oft denke ich, ich müßte von einem zum andern laufen, um ihm zu sagen, daß er gut sein soll. ... Ich kann euch gar nicht alles schreiben, was ich empfinde, wenn ich das weinende Kind betrachte.

Erna Rumpf, Kreisausschuß Unterlahn

Heinrich Steinfeldt gestorben

Im Alter von 63 Jahren ist der Landesbezirksvorsitzende des DGB Nordmark an einem Herzschlag gestorben. Von frühester Jugend an stand er in der gewerkschaftlichen und politischen Arbeit. Als Vertreter der Jugend kam Steinfeldt als jüngstes Mitglied ins Parlament der Freien Hansestadt Hamburg. Bis 1933 war er Vorsitzender der Zimmerer in Hamburg. Im Kampf gegen den Nazismus hat er immer seinen Mann gestanden. Die Hamburger nannten ihn ihren „Reichsbanner-General“. Nach der Machtergreifung durch die Nazis wurde er mehrfach verhaftet und drangsaliert. Hier zog er sich auch eine Herzkrankheit zu, der er jetzt erlegen ist.

Es war selbstverständlich, daß nach dem Zusammenbruch des Nazi-Regimes Steinfeldt wieder in vorderster Reihe der gewerkschaftlichen und politischen Arbeit stand. Er wurde wieder sozialdemokratischer Abgeordneter in der Hamburger Bürgerschaft. Nach Gründung des Landesbezirks Nordmark des DGB wurde er der Vorsitzende. In der Arbeit für die schaffenden Menschen hat er seine letzten Kräfte verbraucht. Die deutsche Gewerkschaftsbewegung verliert mit Heinrich Steinfeldt einen aufrechten und tapferen Verfechter für eine bessere Lebenslage der arbeitenden Bevölkerung und die Durchdringung unseres Staatskörpers mit demokratischem Geist.

Ist forcierte Aufrüstung eine Lösung ?

Von Hans Dohrenbusch

Es gibt wohl kaum ernsthafte politische Menschen, die das Scheitern der Genfer Außenministerkonferenz im Interesse der weltpolitischen Entspannung nicht bedauern. Wohl kaum ein Volk hat zu einem solchen Bedauern mehr Grund als das deutsche in Ost und West; denn das Ergebnis zeigt, daß die Wiedervereinigung Deutschlands in absehbarer Zeit nicht zu erreichen ist. Die Russen haben in Genf die Rechnung für die Pariser Verträge noch einmal mit allem Nachdruck präsentiert.

Eine Konferenz ist gescheitert. Neue werden folgen, denn die Bedrohung der Völker der Erde durch Atom- und Wasserstoffbomben bleibt auf der Tagesordnung der Weltpolitik. Es ist deshalb auch nicht ohne Bedeutung, wenn man auf Grund der amerikanischen und russischen Erklärungen nach Genf feststellt, daß mit einer Neuauflage des kalten Krieges nicht zu rechnen ist. Aber noch eine andere Stimme zur Weltsituation ist von besonderer Bedeutung. Das offizielle Organ des Vatikans schreibt: „Der Geist von Genf ist nicht auf dem Mond gelandet. Er ist auf der Erde. Er ist im Begriff, der Geist der Völker zu werden. Pius XII. hat ihn von seiner Warte aus so bezeichnet. Es sind keine märchenhaften Flügel notwendig, um ihn zu ergreifen. Es genügen die Vernunft und das Herz, die Seele und das Gewissen.“

Anders in Bonner Regierungskreisen, wo man den Geist von Genf am liebsten ganz abschreiben möchte und das Scheitern der Konferenz mit einer forcierten Aufrüstung beantworten will, obwohl heute mehr denn je klar sein sollte, daß damit dem Zentralproblem deutscher Politik, der Wiedervereinigung, kaum gedient ist. Deutlich ist nach Genf auch für den größten Optimisten, daß die Russen die Ostzone nur herausgeben werden, wenn es in ihre Politik paßt.

Inzwischen schreiten sie von Erfolg zu Erfolg. Ihre führenden Leute sind in Indien, dem ersten nicht kommunistischen Land, das sie offiziell besuchen, mit einer ungeheuren Begeisterung empfangen worden. Sie sind auf dem Weg, den kalten Krieg in das Gebiet des Kampfes um die Lebenshaltung einmünden zu lassen. Man wird sich erinnern, daß amerikanische Korrespondenten diese Vor-

aussage schon vor mehr als zwei Jahren machten. Indien ist weniger an Waffen interessiert als vielmehr daran, daß es industrialisieren kann, um die ungeheure Notlage seines Volkes weitgehend zu beseitigen. Ähnlich ist es im Vorderen Orient, denn neben den Waffenlieferungen an Ägypten haben die Russen sich auch erboten, das Milliardenprojekt des Staudamms von Assuan, das den Ägyptern erlauben würde, weite Teile ihres Wüstenlandes zu kultivieren, zu übernehmen. (Wenn man schon von Waffenlieferungen an Ägypten redet, dann sollte man auch nicht vergessen zu sagen, daß das faschistische Spanien und Frankreich Waffen dorthin liefern.)

Nur Toren konnten erwarten, daß die Russen das Angebot der Westmächte auf freie Wahlen für den September 1956 annehmen würden. Man vergißt immer wieder, daß Machtpolitik (das ist die russische auch) nicht von völkerrechtlichen und ethischen Gesichtspunkten bestimmt wird. Man denke doch nur an die Vorgänge in Marokko und auf Zypern, um auf die Praxis von westlichen Mächten hinzuweisen.

Mehr als bisher wird man in Bonn nach Wegen suchen müssen, um eine neue Politik, die zur Wiedervereinigung führen kann, einzuleiten. Es genügt auf keinen Fall, daß man, wenn die Politik der Regierung festgefahren ist, nach einer gemeinsamen Außenpolitik mit der Opposition ruft, sie aber sonst nicht gerade mit Samthandschuhen anfaßt. Die außenpolitische Situation der Bundesrepublik ist verfahren. Es wird gewiß mancher Überlegungen und daraus resultierender Folgerungen bedürfen, um zu einer gemeinsamen außenpolitischen Konzeption zu kommen. Es ist auch klar, daß dabei die innere Politik der Bundesrepublik eine maßgebende Rolle spielen wird. Nur allzuviel ist auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiet noch an Forderungen der arbeitenden Menschen zu erfüllen. Und nicht nur das, um nur ein Beispiel zu nennen: Es dürfte wohl kaum einen demokratischen Staat in der Welt geben, in dem es dem Außenminister erlaubt ist, im Kuratorium einer abendländischen Gesellschaft zu sein, deren Ziel die Abschaffung der Demokratie und die Einrichtung eines Ständestaates nach

Der DGB zum Referentenentwurf für ein neues Jugendarbeitsschutzgesetz

Der Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes hat in einem ausführlichen Memorandum zu dem Referentenentwurf des Bundesarbeitsministeriums für ein neues Jugendarbeitsschutzgesetz Stellung genommen. In der an das Bundesarbeitsministerium gerichteten Stellungnahme wird dem Referentenentwurf in seiner Grundtendenz zugestimmt. Es wird begrüßt, daß die gesamte Rechtsmaterie im Gesetz geregelt werden soll und nur wenige Rechtsverordnungen vorgesehen sind. Der Einbeziehung aller Berufs- und Wirtschaftszweige in das neue Jugendarbeitsschutzgesetz — eine Anzahl war bisher ausgenommen — findet ebenfalls die Zustimmung des DGB. In manchen Formulierungen sollte aber eine Vereinfachung des Gesetzes erreicht werden.

Die gesundheitliche Überwachung, wie sie der Referentenentwurf vorsieht, dürfte eine wichtige Grundlage für eine vorbeugende Gesundheitshilfe bieten. Die Gewerkschaften hoffen, daß die begrüßenswerten Vorschriften über die Fürsorgepflicht der Arbeitgeber auch deren Verantwortungsbewußtsein gegenüber der Gesundheit der Jugendlichen stärkt. Die Möglichkeit, in bestimmten Fällen Schutzvorschriften für Jugendliche bis zum 21. Lebensjahr auszudehnen, sowie das Recht des Bundesarbeitsministers, weitere Schutzbestimmungen zu erlassen, sollten unbedingt gesetzlich verankert werden.

Die vielfältigen Vorschriften, um Übertretungen des Gesetzes zu verhindern — insbesondere bezüglich der Mehrarbeitszuschläge, der Abgeltungsvorschriften, der Möglichkeiten der Prozeßstandschaft des Landes und der gesetzlichen Verpflichtung des Arbeitgebers auch gegenüber dem Jugendlichen, die Vorschriften zu beachten —, werden nach Auffassung des DGB wesentlich zur Einhaltung des Gesetzes beitragen. Die Gewerkschaften begrüßen es auch, daß den Aufsichtsbehörden die Möglichkeit gegeben wird, sofort Geldbußen bei Ordnungswidrigkeiten zu verhängen. Besondere Bedeutung mißt der DGB den Jugendarbeitsschutzausschüssen zu, denen weitgehende Rechte zuerkannt werden müssen. Über die im Referentenentwurf vorgesehenen Bestimmungen hinaus wird es unbedingt erforderlich gehalten, jede Form der Kinder-

arbeit — auch sogenannte „gelegentliche“ Beschäftigung — zu verbieten. Ebenfalls müssen für Kinder und Jugendliche, die mit dem Arbeitgeber verwandt sind, die gleichen Schutzbestimmungen gelten. Nach den vorliegenden Erfahrungen ist die Schutzbedürftigkeit gerade dieser Kinder besonders groß. Allgemein muß eine Verschlechterung des geltenden Rechts vermieden werden. Der Entwurf vermindert in vielen Fällen die Schutzvorschriften für Jugendliche, die das 17. Lebensjahr vollendet oder ihre Lehrabschlußprüfung bestanden haben; das ist nicht gerechtfertigt. Große nachteilige Auswirkungen auf die Gesundheit dieser Jugendlichen sind zu befürchten, wenn an der Einschränkung festgehalten wird. Ferner sehen die Gewerkschaften eine Gefahr darin, wenn den Aufsichtsbehörden bei vielen Bestimmungen die Möglichkeit gegeben würde, Ausnahmebewilligungen zu gewähren.

Zwar ist erfreulicherweise im Referentenentwurf allgemein eine Herabsetzung der Arbeitszeit für Jugendliche und eine verbesserte Regelung der Ruhepausen berücksichtigt worden. Der DGB hält jedoch eine Verkürzung der Arbeitszeit der Jugendlichen auf sieben Stunden täglich und vierzig Stunden wöchentlich aus gesundheitlichen Gründen für dringend notwendig. Einer Verlängerung der Arbeitszeit für Jugendliche über dem 17. Lebensjahr oder für diejenigen, die die Lehrabschlußprüfung bestanden haben, kann aus diesem Grund nicht zugestimmt werden. Im Gesetz sollte eine möglichst lange ununterbrochene tägliche Freizeit festgelegt werden, damit der Jugendliche nicht nur genügend Nachtruhe erhält, sondern sich auch nach Feierabend weiterbilden kann. Durch die Herabsetzung der Arbeitszeit ist es möglich, die ununterbrochene Freizeit auf vierzehn Stunden zu erhöhen. Für die Gesunderhaltung der Jugend ist ein Urlaub von 24 Werktagen jährlich dringend notwendig. In der Stellungnahme des DGB wird weiter darauf hingewiesen, daß bei einer schweren Gefährdung der Gesundheit des Jugendlichen durch Übertretungen der Schutzbestimmungen eine Gefängnisstrafe von nicht unter drei Monaten vorgesehen werden muß. Wer sich an der Gesundheit der Jugend schwer vergeht, muß eine empfindliche Strafe erhalten.

faschistischem Muster ist. Um es noch einmal zu sagen: Wir möchten nicht in einem kommunistischen Staat leben, weil er die persönliche Freiheit nicht erlaubt, aber man sollte uns auch nicht glauben machen wollen, daß man einen freien demokratischen Staat nicht ohne frühere Nazis aufbauen kann. Wir glauben, daß sich in Westdeutschland auch heute noch so etwas wie ein demokratisches Gewissen entwickeln kann und seinen Niederschlag in der Politik findet; wahrscheinlich würde das auch der deutschen Wiedervereinigung von Nutzen sein.

Das Volk in West und Ost will die Wiedervereinigung, aber es will dann nicht in einem Staat leben, in dem die Schatten einer dunklen Vergangenheit noch allzu deutlich zu sehen sind. Es will in einer Demokratie leben, die diese Bezeichnung voll und ganz verdient.

Die deutsche Tragödie

Von Kurt Hirsch

Seit dem Erscheinen der letzten Ausgabe unseres Blattes wurden in der Bundesrepublik zwei Feiertage abgehalten, die nicht nur zeitlich, sondern — von einer höheren Warte aus betrachtet — auch sonst in einem gewissen Zusammenhang stehen. Aus Anlaß des Volkstrauertages wurden zum Gedenken der Toten in verschiedenen Städten Feiertage abgehalten. Auch im Plenarsaal des Deutschen Bundestages in Bonn gedachten Sprecher der Kirchen und der Bundesregierung der „Gefallenen der beiden Weltkriege“.

Wir halten es als Gewerkschafter — die nicht unter den Krankheitssymptomen des deutschen Vergesslichkeitswunders leiden — für beklagenswert, daß man bei diesen repräsentativen Trauerkundgebungen für die Soldaten, die unbewußten Opfer nationalsozialistischer Größenwahn, nicht auch Worte des Gedenkens für die bewußten Opfer der nationalsozialistischen Barbarei fand — für die gläubigen Christen beider Konfessionen, für die Gewerkschaftsfunktionäre und Hitlergegner aus allen politischen Lagern, für die Opfer von Hitlers Volksgerichtshöfen, für die Opfer des Henkers Freisler, dessen Witwe gerade in diesen Tagen eine monatliche Pension von 1200 DM zugesprochen erhielt, während zur selben Zeit im Bundesrat der Versuch gemacht wird, die geplanten Wiedergutmachungsleistungen für die Opfer des nationalsozialistischen Regimes wesentlich einzuschränken — und daß man für jene Millionen Juden keine Worte des Gedenkens sprach, von denen leider heute nicht einmal mehr Gräber zeugen.

Ungeachtet alles demokratischen Optimismus fällt es uns sehr schwer zu glauben, daß es sich bei diesen Unterlassungen nur um eine Nachlässigkeit oder Vergesslichkeit gehandelt haben soll, denn auch bei anderen Gedenkfeiern der Bundesrepublik wurde über die Opfer des Dritten Reiches in den meisten Fällen diskret geschwiegen.

Psychologen lehren, daß man Dinge nur dann vergißt, wenn man nicht gern an sie denkt.

Die Grenze zwischen politischer Vergesslichkeit und einem Symptom für eine bestimmte Geisteshaltung ist sehr verschwommen ...

Die zweite Feiertage, die wir in den letzten Tagen erlebten, war die Verpflichtung der ersten „101 deutschen Soldaten“, die Bundesverteidigungsminister Theodor Blank vornahm. Gewerkschaftskollege Blank forderte die Soldaten auf, „lebendiger Ausdruck unserer freiheitlichen Lebensordnung“ zu sein, und drückte die Hoffnung aus, daß die „künftigen deutschen Streitkräfte durch Erhöhung der Verteidigungsbereitschaft zur Sicherung des Friedens beitragen“ mögen. Zur selben Zeit wurde in Genf in der Frage der Einheit Deutschlands keine Einigung erzielt und dieses Problem auf die sehr lange Konferenzbank geschoben. Diese betrübliche Tatsache ist nicht zuletzt auch auf die Aufstellung bundesrepublikanischer Streitkräfte zurückzuführen.

Die Feiern für die Toten zweier sinnloser Weltkriege bei Nichterwähnung der Opfer des Nationalsozialismus, die Feiertage für die neuerstehende deutsche bundesrepublikanische Armee und das Nichtverstehen der Weltmächte in der Frage der deutschen Einheit sowie die passive Haltung der Vertreter der Bundesregierung in Genf, all das steht in einem engeren Zusammenhang, als man es bei oberflächlicher Betrachtung anzunehmen bereit ist. Man kann diese Ereignisse als die deutsche Tragödie bezeichnen — eine Tragödie, über deren Folgen sich manche heute noch nicht klar sind oder klar sein wollen.

Ein Student macht „Feierabend“

Bild: Udo Hoffmann · Text: Peter Baum



Pünktlich um elf Uhr fünfzehn eilt ein korrekt gekleideter junger Mann aus dem Haupteingang der Universität zu Köln und strebt seiner „Bude“ zu. Seine Zeit ist knapp. Sie reicht aber gerade noch, um im Laden gleich neben der „Bude“ für fünf Groschen Zigaretten kaufen zu können. „Ach ja“, sagt die Zigarettenfrau zu unserem Fotografen Udo Hoffmann, „die jungen Leute haben es heutzutage gut. Sehn Se mal, der Student macht schon wieder Feierabend! Ist aber auch ganz gut so — später müssen sie ja noch genug ran...“ Unser Fotograf weiß es besser als die Zigarettenfrau. Zehn Minuten später trifft er sich mit dem jungen Mann vor der Haustür. Der korrekt gekleidete Student hat sich auf seiner „Bude“ in einen korrekt gekleideten Straßenbahnschaffner der Kölner Verkehrsbetriebe verwandelt. „Warum viel Aufhebens davon machen. Ich muß mich beeilen!“

Pünktlich um zwölf Uhr zehn beginnt also der „Feierabend“ des jungen Mannes. Heute hat er gerade den letzten Wagen der Linie 15. Die hält just an der Uni. „Ausweis bitte“, sagt der junge Mann, wenn seine Kommilitonen zusteigen und den verbilligten Studentenfahrschein verlangen. „Können wir nicht morgen bezahlen?“ Aber wer Betriebswirtschaft studiert, kann Schlamperei nicht dulden.



Pünktlich soll die Bahn ihre Runden drehen. Dazu muß auch der Schaffner beitragen. Er hat dafür zu sorgen, daß ältere Fahrgäste schnell und sicher die Bahn verlassen können. Unser junger Mann ist vor allem bei „Stammgästen“ beliebt. Neben ausgesuchter Höflichkeit zeigt er Humor, wenn alles sich mißmutig drängt. Erstaunen herrscht, wenn er in Englisch oder Französisch Auskünfte gibt.



Pünktlich alle fünfundfünfzig Minuten, wenn die Bahn ihre Runde gedreht hat, rechnet der junge Mann ab. Er nimmt seine Pflichten als Schaffner genau so ernst wie seine studentischen Pflichten. Daher nehmen ihn auch seine Kollegen, die „berufsmäßigen Schaffner“, nicht weniger ernst als seine Kommilitonen. Einen großen Ruf aber hat er bei Schülern, denen er manchmal Tips für Hausaufgaben gibt.



Pünktlich nach acht Stunden Schaffnerdienst macht der junge Mann zum zweiten Male „Feierabend“ — um sofort wieder zur „Bude“ und den studentischen Pflichten zu eilen. Rund zehn Mark hat er heute verdient. Das muß für zwei Tage Lebensunterhalt mit allem drum und dran reichen. Die Eltern unseres Studenten sind arm. Sie können nichts zur Finanzierung seines Studiums beisteuern. Nur der Staat steuert noch ein kleines Stipendium bei — wohlgemerkt, ein kleines. Es reicht nicht sehr weit. Bleibt nur die Arbeit. Etwa jeder zehnte Student und jede zwanzigste Studentin in der Bundesrepublik leben und studieren heute vom Ertrag einer Arbeit. Etwa 45 v. H. der Studenten haben — ohne Studiengebühren — nur 50 bis 100 DM monatlich zur Verfügung, 18 v. H. zwischen 100 und 150 DM. Etliche davon wohnen allerdings noch bei ihren Eltern...

PANNE

Ohne konkretes Ergebnis und lediglich mit dem Wunsch, in Kontakt zu bleiben und sich demnächst wiederzutreffen, hat die Genfer Außenministerkonferenz den erwarteten Verlauf genommen. Zurzeit ist keine Seite bereit, Positionen aufzugeben. Allerdings besteht andererseits der ehrliche Wunsch, sich gegenseitig nichts zu leide zu tun. Jede Seite hofft allerdings, daß „die Zeit für uns arbeitet“.

— Und das ist nicht gerade eine gesunde Basis für den Frieden.

BLANK-ROTT

Um das Durcheinander im Ministerium Blank zu beenden und auf Drängen der NATO, in deren Stäben die Bundesrepublik zwar schon vertreten ist, zu deren Truppenkontingent sie aber noch nichts beigetragen hat, beschloß das Bundeskabinett auf Antrag des Bundesver-



teidigungsrates, den Bundesgrenzschutz als Kadertruppe der neuen Wehrmacht zu übernehmen. Damit hat die Bundesregierung genau das getan, was sie der Öffentlichkeit gegenüber immer bestritten, den Grenzjägern selbst dagegen insgeheim versprochen hatte.

— Damit erübrigen sich wohl auch die weiteren Diskussionen um das „Innere Gefüge“ und den „neuen Geist“ des bundesdeutschen Heeres!

KOHLN

Bedingt durch die Vernachlässigung der Grundstoffindustrien zugunsten der schnell verdienenden Konsumgüterindustrien, ist auch in England eine Kohlenkrise ausgebrochen. So muß Großbritannien, einst größter Kohlenexporteur und Beherrscher des Kohlenmarktes, wie die Bundesrepublik dazu übergehen, das schwarze Gold aus den Vereinigten Staaten zu beziehen, was den angeschlagenen Dollarreserven des geplagten Schatzkanzlers einen neuen Aderlaß bringt.

— Und die Redensart „Kohlen nach Manchester tragen“ — früher die Bezeichnung für ein höchst unsinniges Tun — bekommt jetzt ihren direkten Sinn.

ÜBERRASCHUNG

In einer Broschüre mit dem Titel „Wer hat am meisten Krieg geführt?“ kommt der amerikanische Historiker Wright zu dem Ergebnis, daß die Deutschen ein sehr friedliebendes Volk sind. An den 178 Kriegen, die die Welt zwischen 1800 und 1940 erlebt hat, sind England mit 28 v. H., Frankreich mit 26 v. H. und Rußland mit 22 v. H. beteiligt. Deutschland dagegen hat nur an 8 v. H. der genannten Kriege teilgenommen.

— An diesen allerdings, wie es unserer Eigenart entspricht, „gründlich“!

TILLMANN

Wieder hat die Bundesrepublik einen Politiker von Format und großer persönlicher Beliebtheit verloren: Dr. Robert Tillmanns, Vizepräsident der CDU und „Berlin-Minister“ im zweiten Kabinett Adenauer. Ganz mit seiner Heimatstadt Berlin verwachsen, gehörte der 59jährige CDU-Politiker zu denen, die in Bonn aufrichtig für die Wiedervereinigung eintreten und sich eine profilierte eigene Meinung bewahren.

— Und solche Männer sind schwer zu ersetzen.

BAYERN

Der Verfassungsausschuß des Bayrischen Landtages hat einen Antrag der Bayernpartei angenommen, der die Verleihung von Orden durch das Land Bayern vorsieht. Der Antrag war unter anderem damit begründet, daß es nicht angehe, daß die Bayern „nach Bonn spielen müssen, ob sie von dort etwa einen Orden bekommen“.

— Gut, daß uns im Rheinland Prinz Karneval, dessen Herrschaft am 11. 11. soeben wieder angebrochen ist, solch quälender Sorgen enthebt!

PATENT

Der französischen Nationalversammlung, die sich seit drei Wochen vergeblich um die Neufassung des Wahlgesetzes bemüht, schlug der unabhängige Abgeordnete Jean Nocher vor, zu beschließen, daß sich alle der jetzigen Kammer angehörenden Abgeordneten frühestens erst wieder zur übernächsten Wahl als Kandidaten präsentieren dürfen. Auf diese Weise könnte der Eindruck vermieden werden, daß die Abgeordneten mit dem Wahlgesetz lediglich eine Art „Mandatsversicherung“ beschließen, die ihnen das Wiederkommen erleichtert.

— Kaum nötig zu erwähnen, daß seine Kollegen ihm ein so rasantes Patent nicht abnahmen.

Arbeitsschutzgesetz nur auf dem Papier?

Ein Blick hinter die Ladentheke • Verkäuferinnen haben nichts zu lachen

Frau Medizinalrätin Dr. Emilie Düntzer berichtet im „Öffentlichen Gesundheitsdienst“ (August 1955) auf Grund berufsschulärztlicher Untersuchungen in Köln von der beruflichen Belastung der weiblichen Jugend:

Erstaunlich hoch ist die Zahl der weiblichen Jugendlichen, die zur Arbeit gehen, ohne vorher zu Hause gefrühstückt zu haben. Bei den Verkäuferinnen waren dies z. B. 35 v. H., bei den Kontoristinnen und bei den Arbeiterinnen nahezu 50 v. H. Diesen Schülerinnen wurde teilweise ein kleines Schreiben an die Mutter mitgegeben, daß sie vor der Arbeit frühstücken sollen, was dann auch meist geschah.

Bezüglich der beruflichen Belastung ist zu sagen, daß die Bestimmungen des Jugendarbeitsschutzgesetzes vom 30. April 1938 weitgehend nicht beachtet werden. Die Bestimmungen des Paragraphen 21 über die Urlaubsdauer werden in der Großstadt meist eingehalten; von mehr ländlichen Gegenden kommen aber selbst hierüber Klagen. Sehr schlecht steht es jedoch um die Befolgung der Arbeitszeitbestimmungen. Fälle von erheblicher Überarbeit, von Nichteinhaltung der Pausen, Nichtgewährung entsprechender Freizeit statt des fehlenden Sonnabendfrühstückes um 14 Uhr, solche Verstöße kommen in allen Berufen vor. Die Lebensmittelverkäuferinnen müssen von allen weiblichen Berufsgruppen die meiste Überarbeit leisten. Von 90 bei der Klassenbesprechung im Jahre 1952 befragten Lebensmittelverkäuferinnen verließ über die Hälfte mehr als einmal wöchentlich erst später als 20 Uhr das Geschäft, und 10 v. H. gaben an, täglich erst nach 20.30 Uhr oder 21 Uhr mit der Arbeit fertig zu sein. Besonders freitags und sonnabends mußten sehr viele Überarbeit leisten. — Bei der Bestandsaufnahme, die in manchen Geschäften alle drei bis vier Monate gemacht wird, dauerte die Arbeit bei 10 v. H. länger als bis 22 Uhr. — Keine Mittagspause hatten von den Lebensmittelverkäuferinnen mindestens 15 v. H., d. h. sie müssen vom Essen aufspringen, wenn jemand im Laden erscheint, und müssen nach dem Essen sofort wieder weiterarbeiten. Sonnabends haben sogar 65 v. H. keine Mittagspause.

Der Prozentsatz derjenigen, die jede Woche einen freien Halbtage haben, der nach Paragraph 17 den Jugendlichen zusteht, war gering und betrug nur 30 v. H.; weitere 20 v. H. hatten nur alle 14 Tage diesen freien Halbtage. Auch bei den Verkäuferinnen in anderen Branchen war es damit nicht besser bestellt; auch dort hatten 50 v. H. nicht einmal alle 14 Tage diesen freien Halbtage. Für Sonntagsarbeit, z. B. in Konditoreien mit Cafébetrieb, bekam die Hälfte keine Ersatzfreizeit, ebenfalls die in Milchgeschäften Tätigen.

Laut Verordnung ist es nicht erlaubt, daß Frauen und Mädchen mehr als 15 kg auf einmal ohne mechanische Hilfe tragen. Aber 70 v. H. der 200 hiernach befragten Lehrlinginnen der Lebensmittelbranche geben zu, oft einen halben Zentner oder mehr auf einmal tragen zu müssen; 35 v. H. müssen täglich oder fast täglich so schwere Lasten heben oder tragen. Schwere Ware austragen, oft bis in hohe Stockwerke hinauf, muß ein Viertel aller Lebensmittelverkäuferinnen. Manche hatten dafür nur ein Herrenlieferfahrrad (!) zur Verfügung, was manchmal zu Unfällen führte. Nach den geschilderten Arbeitsbedingungen ist es verständlich, daß Lehrstellen im Lebensmittel Einzelhandel ausgesprochen gemieden werden und daß etwa 30 bis 40 v. H. aller Lehrlinginnen in Lebensmittelgeschäften die Stelle nach der Lehre wechseln wollten. Einige Mädchen hatten diese Stelle nur des-

Lehrlinginnen in der Lebensmittelbranche nun wirklich wenigstens zu 90 v. H. den Mittwochsnachmittag frei haben. „Man kann also schon etwas erreichen, wenn auch viel Mühe und Ausdauer dazu gehört.“

Frau Dr. Düntzer fordert für das zu erwartende Jugendarbeitsschutzgesetz, daß dort genügend Sicherungen einzubauen sind, damit die Bestimmungen nicht nur auf dem Papier stehen. Das Gesetz müsse einen Fassung enthalten, daß denjenigen Arbeitgebern, die wiederholt gegen die Bestimmungen verstoßen, sei es wegen erheblicher Arbeitszeitüberschreitung oder sittlicher Gefährdung des Lehrlings, kein Lehrling mehr vermittelt wird. Der Urlaub der Jugendlichen müßte erhöht werden. — Es müßte Gewähr gegeben sein, daß die Bestimmung, wonach Mädchen und Frauen nicht mehr als 15 kg auf einmal heben



halb angenommen, weil sie anderswo keine Lehrstelle bekommen hatten, und ein Teil der Stellen konnte überhaupt nicht besetzt werden. Durch die ständigen Bemühungen der Berufsberatung und der Berufsschulärztin aus Anlaß der Klassenbesprechungen wurde in vielen Einzelfällen Abhilfe geschafft. Außerdem wurden durch den Geschäftsführer der Industrie- und Handelskammer die von der

oder tragen dürfen, beachtet wird (besonders bei Lebensmittelverkäuferinnen). — Zur Vermeidung von Fußbeschwerden und allgemeiner Übermüdung bei stehend Arbeitenden müßte die Verordnung über Bereitstellung von Sitzgelegenheiten für das Personal in offenen Verkaufsstellen (vom Jahre 1900) besonders bezüglich der Jugendlichen befolgt werden, so daß in den stillen Verkaufsstun-



Zeichnungen: Wilhelm Strehlau

AUFWARTS Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Verlag: Bund-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilh. Biedorf. Verantwortl. Schriftleitung: Hans Dohrenbusch. Graphische Gestaltung: Willy Fleckhaus. Telefon 8 04 81. **AUFWARTS** erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionen und Postanstalten. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: M. DuMont Schauberg in Köln.

Die bereits aus dem Jahre 1900 stammende Verordnung über die Bereitstellung von ausreichenden Sitzgelegenheiten für das Personal in offenen Verkaufsstellen wird bei fast 50 v. H. nicht eingehalten. Wo diese Sitzgelegenheit vorhanden ist, darf sie von 20 v. H. der Mädchen nicht benutzt werden. Sogar Tätigkeiten, die gut im Sitzen vorgenommen werden könnten, müssen stehend verrichtet werden.

Berufsschulärztin geschilderten Verhältnisse dem Einzelhandel vor Augen geführt und vor weiterer Überschreitung der Bestimmung des Jugendarbeitsschutzgesetzes gewarnt. Der Erfolg war, daß ab Januar vorigen Jahres die Lebensmittelgeschäfte im Hinblick auf den Nachwuchs mittwochs nachmittags im ganzen Stadtgebiet geschlossen haben und der Tarif erhöht wurde. Nachfragen ergaben, daß die

den der Jugendliche sich kurze Zeit sitzend beschäftigen darf. Sie fordert schließlich ärztliche Untersuchung aller erwerbstätigen Jugendlichen in den Berufsschulen durch einen geeigneten Arzt und eine Erhöhung der Zahl der Gewerbeaufsichtsbeamten. „In dem evtl. beim Gewerbeaufsichtsamt zu schaffenden Ausschuß für Jugendarbeitsschutz müßten ein fachkundiger Arzt und eine Ärztin sitzen.“



Sie heißt Cri Cri, ist 17 Jahre alt, kommt aus Paris und spricht kein Wort Deutsch. Für zwei Tage ist sie in München. Sie will das weltberühmte Hofbräuhaus sehen. Aber wo ist es? Sie fragt Passanten auf der Straße. Sie redet mit Händen und Füßen. Ihre Sprache versteht man nicht. Da kommt ein verständiger Mann, ein Maurer, und hakt bei ihr ein: „Kind“, sagt er, „ich geh’ mit dir bis an das Ende der Welt!“



Sie will ja nur zum Hofbräuhaus, nicht ans Ende der Welt. Es ist so furchtbar schwer, sich in einem fremden Land zurechtzufinden. Und wie komisch blicken ihr die Leute nach! Dabei sind ihre roten engen Hosen so elegant! Wütend versteckt sie ihr Gesicht hinter den langen schwarzen Haaren. Wenn doch einer käme..., denkt sie. Und da kommt auch schon einer, mit einem verwegenen Hut...



Er läßt sie gar nicht erst zu Worte kommen. Cri Cri weiß, wie man sich benehmen muß, und hört aufmerksam zu. Schließlich flüstert der Mann ihr etwas ins Ohr. Sie versteht schon kein Deutsch, erst recht kein geflüstertes Bayrisch. „Na, hören Sie mal“, sagt Cri Cri endlich temperamentvoll auf französisch, „ich möchte...“ Aber das interessiert den Mann gar nicht. Er geht. Was mag er geflüstert haben? denkt sie.



Eine Bildgeschichte von Michael Friedel:

Cri Cri geht durch die Stadt

Da steht sie wie ein Denkmal! Hinter ihr pfeift's. „Den frage ich nicht. Alle Männer wollen doch nur anbandeln!“ Sie setzt sich auf eine Treppe und zieht resigniert die Schuhe aus. Und da kommt noch ein Mann! Diesmal ist's unser Fotograf. Und der zeigt ihr auch nicht das Hofbräuhaus. Aber er nimmt sie mit nach Hause und fotografiert sie für die Titelseite des „Aufwärts“. Das Ergebnis: siehe Seite 1.

Jacqueline Palmers gelungenes Experiment

Erziehung zum Naturforscher

In einer breiten, prunkvollen Straße West-Londons steht neben anderen großen Museen auch der palastartige Bau des Britischen Museums für Naturkunde. Es sieht eigentlich einschüchternd aus, durchaus nicht wie ein Heim für einsame und vernachlässigte Kinder der Arbeiterbezirke. Ein geistiges Heim für viele solche Kinder Londons ist es aber geworden, und zwar durch die zähe Entschlossenheit einer jungen blonden Lehrerin, die ganz allein so etwas wie eine stille Revolution in der Erziehung Londoner Kinder durchgekämpft hat.

Vor etwa acht Jahren hatte Jacqueline Palmer, die schon früher eine geprüfte Volksschullehrerin war, ihr Geographiestudium an der Universität Cambridge abgeschlossen und kehrte wieder zum praktischen Unterricht zurück. Sie hatte es mit besonders wilden oder verwilderten Buben zu tun, zu denen es ihr lange schwerfiel, den menschlichen Kontakt herzustellen, ohne den wohl mechanischer Unterricht, nicht aber Erziehung möglich ist. Ihr, die auf dem Land aufgewachsen war, schien es vor allem schlimm, daß diese Kinder eines Londoner Arbeiterbezirkes die Augen und Ohren für Naturerscheinungen beinahe verloren hatten. Dann fiel es ihr eigentlich auf, wie manche der unlenkbarsten Buben und Mädels plötzlich warm wurden,

wenn man ihnen die Möglichkeit gab, selbst etwas zu beobachten — Vögel, das Wachstum von Blumen, die Felsbildungen auf einem Ausflug. Sie sah, daß Kinder, von denen man es, oberflächlich gesehen, nicht erwartet hätte, im naturwissenschaftlichen Museum fasziniert auf die Sammlungsgegenstände starrten, wenn man sie allein ließ, aber gleichgültig taten, sobald der Lehrer ihnen einen schön gesetzten Vortrag hielt.

Hier konnte man einhaken. Die nächste Beobachtung aber, die Jacqueline machte, war, daß gar nicht wenige Kinder von der Straße ins Museum kamen, dort herumlungerten, sichtlich um Verständnis ringend, und daß sich niemand ihrer annahm. Da ging sie zu den erstaunten Museumsbehörden und schlug ihnen kurz und bündig vor, sie im Museum als eine Art pädagogische Führerin für die jugendlichen Besucher anzustellen. So etwas hatte es noch nie gegeben, und es war gewiß nicht leicht, Beamte davon zu überzeugen. Jacqueline, die gewohnt war, die trotzige Scheu vernachlässigter und gehemmter Kinder zu überwinden, überzeugte schließlich auch traditionsgebundene ältere Herren davon, daß im Museum mit ihrer Idee junge Naturforscher vorgebildet werden könnten. Was sie eigentlich anstrebte, nämlich eine Lebensschulung für Stadtkinder, die im Elternhaus und sogar

in der Schule selbst nicht die richtige Anregung fanden, das erwies sich erst, nachdem man ihr ein kleines Zimmer im Museum eingeräumt hatte.

Es zeigte sich, daß viele Burschen dazu imstande waren, sich einfach freundlich und warm interessiert zu erweisen, wenn man ihnen unauffällig etwas erklärte und sie dann mit dem Gegenstand des Interesses allein ließ. Da verwandelten sie sich in angehende Fachleute, sagen wir für Versteinerungen oder für Käfer. Aber wenn Jacqueline sich weniger im Hintergrund gehalten hätte, wären sie gewiß wieder in ihre theatralische Ungezogenheit zurückgefallen, denn sie schämten sich beinahe, sich für etwas zu interessieren, was keinen Nutzen abwarf und mit dem man nicht auftrumpfen konnte.

Langsam gewann Jacqueline die Unterstützung der Londoner Unterrichtsbehörden, noch langsamer die Mitarbeit ihrer Lehrerkollegen vom alten Schlag, denen sie erst ausreden mußte, bei Museumsbesuchen den Kindern in ganzen Klassenzügen Vorträge zu halten. Jetzt hat sie es so weit gebracht, daß sie vor einer Schulführung in die betreffende Schule geht, das ganze vorbereitet und die Lehrer selbst darauf einstellt, den Kindern die Entdeckerfreude zu lassen. Irgendwo in einer Ecke steht

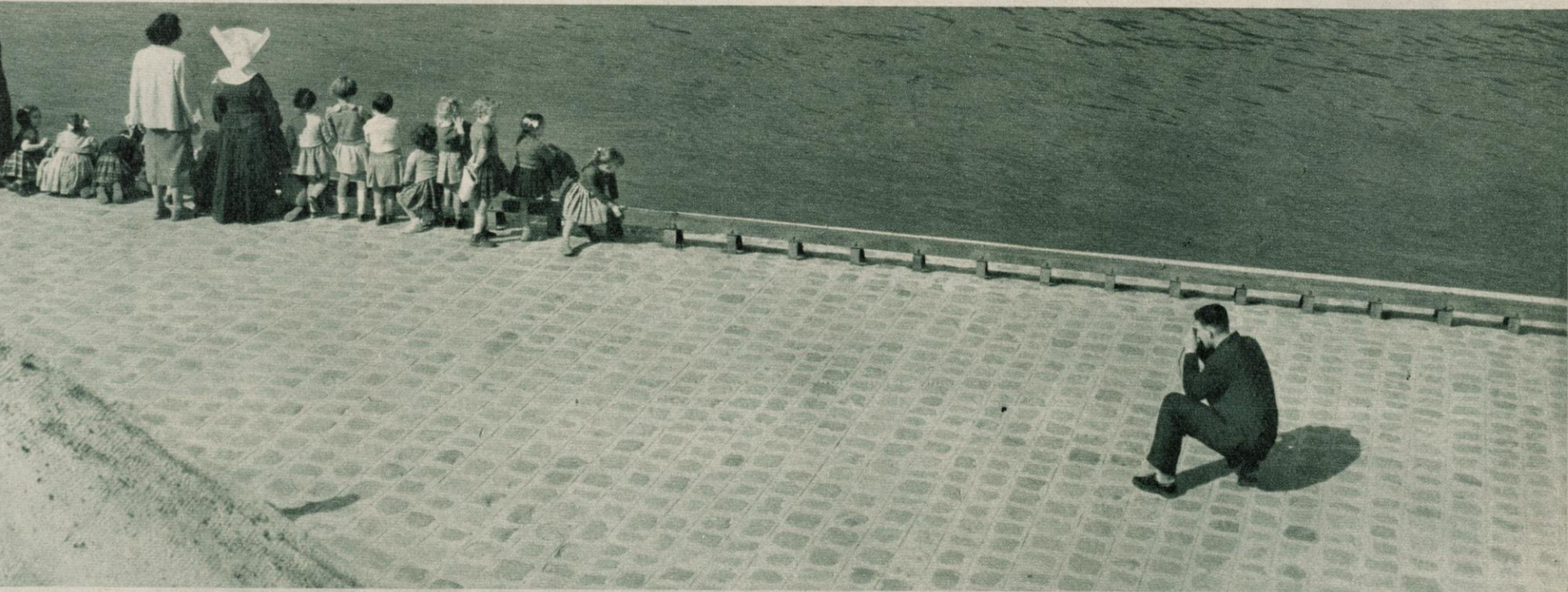
dann Jacqueline selbst, immer bereit, einem Kinde, das Fragen stellen will, Auskunft zu geben, gewisse dafür reservierte Ausstellungsobjekte in die Hand zu geben und unmerklich neue Anregungen zu verbreiten.

Das ist nicht alles. Jacqueline hat einen Klub — so nennt man es wenigstens —, an dem ältere und jüngere Kinder in mehreren Gruppen teilnehmen. Sie kommen ins Museum, haben dort ihre Sammlungen, lernen zeichnen und malen, denn Jacquelines Assistentin ist eine Künstlerin, gehen auf Ausflüge und im Sommer ins Zeltlager, wo man seltene Wasservögel beobachten oder geologische Formationen studieren kann. Das sind meistens junge Menschen, deren Beruf ganz anderswo liegen wird, bei denen aber diese Naturforscherei auf bescheidener Ebene ein ganz tiefes Gefühl für alles Lebendige und Gewachsene erweckt, ein Gefühl, das im Großstadtgetriebe ihre ganze Einstellung verändert. Die Erfolge mit scheuen, schwierigen oder unlenkbaren Kindern sind so klar beweisbar, daß Jacqueline Palmer damit auch die Lehrer, die davon wissen, stark beeinflusst hat. Ja sogar die Eltern, die in ihrer Jugend nichts kannten als die Steinvüste der Stadt, einige Parks und ein überfülltes populäres Strandbad, müssen zugeben, daß es gut ist, wenn ihre schlimmen Buben irgendwo lernen, die stille Schönheit einer Pflanze oder den Aufbau eines Kristalls zu studieren, ohne daß dabei „was herauskommt“. Was dabei herauskommt, ist nämlich Menschenbildung.

Ilse Barea

(Copyright by Joseph Kalmer, London)

Foto: Willy Ronis: Kinder an der Seine



Der Schlüssel

Von Rose-Marie Akselrad

Der Mann mir gegenüber spielte ununterbrochen mit einem großen altmodischen Schlüssel; er nahm ihn aus der Rocktasche, legte ihn geistesabwesend auf den Tisch neben seine Schale Kaffee, betrachtete ihn flüchtig und steckte ihn schnell wieder ein. Mir war hoffnungslos langweilig, und irgendwie ärgerte ich mich auch, nicht so sehr über den Mann wie über mich selbst. Ich konnte nicht begreifen, warum ich seine Einladung ins Kino angenommen hatte und warum ich nachher noch auf einen Kaffee mit ihm gegangen war, denn ich fand ihn uninteressant und plump. Wahrscheinlich war es dieses Alleinsein, das er ausstrahlte, die Einsamkeit, die ihn umgab. Aber Pfadfindersein macht mir wenig Vergnügen, das heißt: die Idee der guten Tat allein um der Tat willen macht mir keinen Spaß. Vielleicht kommt das daher, daß ich vor Jahren eine Fürsorgeakademie besuchte und immer ein wenig Angst habe, mein Studium könnte meine persönlichen Beziehungen beeinflussen. Dabei tut es mir leid, von meiner Schulung sowenig Gebrauch gemacht zu haben. Hätte mein Gegenüber wenigstens vorgeschlagen, in eine Bar zu gehen, dann würde ich mich wahrscheinlich wohler gefühlt haben, aber diese antiseptischen, blank verchromten „Waffle Shops“ im Mittleren Westen der Staaten haben nun einmal ihre eigene Atmosphäre. Sie sind eine brauchbare Einrichtung, wenn man schnell etwas essen will und ins Büro zurück muß. Besonders an Sonntagen wirken sie bedrückend mit all den Mittelschülern, die laut Eisgetränke schlürfen, und den gelangweilten Ehepaaren in den Vierzigern, die wirklich vor dem Schlafengehen nicht Eiscreme mit Bananen essen sollten.

Plötzlich blickte er mich prüfend an, betrachtete den Schlüssel und begann zu sprechen,

zuerst zögernd wie jemand, der sich schämt, seine Gedanken laut auszusprechen, Gedanken, die ihm Tag und Nacht durch den Kopf gehen.

„Dieser Schlüssel“, sagt er, „kann eigentlich das Symbol meines Lebens genannt werden. Hier ist er, ich kann ihn greifen. Die Türe, die man mit ihm aufsperrt, gibt es vielleicht noch... ich weiß es nicht... aber ich weiß, daß dahinter nichts ist... Ich hoffe, Sie verstehen mich — dahinter ist das große Nichts...“

Es ist merkwürdig, daß ich die Geschichte erzählen will; ich hab's noch nie getan. Sehen Sie, vor dem ersten Weltkrieg, als Kind, wohnte ich in einem großen Haus in einem polnischen Dorf im österreichischen Polen. Wir Kinder wußten, daß es Krieg gab, aber an unserem Alltag änderte das nichts, und so war es nicht wichtig. Dann sagte mein Vater eines Tages, die Russen seien in der Nähe, und wir alle flohen in die Wälder. Draußen zu schlafen und zu lagern, kam uns sehr lustig vor; es war wie in den Ferien. Nach ein paar Tagen kam die Nachricht, die Russen seien weitergezogen, und mein Vater, der befürchtete, er könnte, wenn er selbst ginge, gefangenengenommen werden, schickte mich mit einem Knecht einiges aus dem Haus holen. Ich war sehr stolz auf den Auftrag und daß ich den großen Schlüssel zum Haupttor tragen durfte. Den ganzen langen Weg durch Wald und Unterholz hielt ich ihn fest in der Hand... Sie müssen wissen, mein Vater und Großvater waren Holzbauern, und ich kannte den Weg.

Wir kamen ins Dorf, nur gab's kein Dorf mehr, die Häuser waren niedergebrannt und ausgeplündert, und unseres, am Hauptplatz, war auch verschwunden wie die anderen. Nur das Tor — vielleicht weil es aus dem besten

Holz gemacht war, das mein Großvater hatte aufreiben können — stand noch da; es war schwarz von Rauch, aber fest versperrt. Wie wir es verlassen hatten. Ein Tor ohne Mauer daran, und da stand ich mit meinem großen Schlüssel, bereit, etwas aufzusperren, das ins Nichts führte.

Jahrelang trug ich den Schlüssel mit mir herum. Ich zog nach Warschau... Waren Sie jemals dort?... War's nicht eine wunderbare Stadt?... Ich heiratete in Warschau. Der Schlüssel war immer in meiner Rocktasche oder nachts neben dem Bett, bis meine Frau, die mein Hantieren mit »dem alten Eisen« krankhaft nannte, ihn eines Tages in den Mülleimer warf. Sie müssen wissen, daß wir sehr glücklich waren; wir hatten zwei fabelhafte Kinder, einen Jungen und ein Mädchen, ganz wie nach Maß bestellt; wir mochten dieselben Dinge, gingen ins Theater, lasen neue Bücher... Einmal nahm ich meine Frau sogar nach Paris mit. Und ich war Holzhändler. Ich glaube, ich verstehe von Bäumen ebensoviel wie mein Vater und Großvater, und auch jetzt hier in Amerika lebe ich im Wald... einem andern Wald allerdings... Ja, damals hatte ich gerade geschäftliche Beziehungen mit Amerika angeknüpft. Well, es war 1939, und mir gefiel die politische Lage gar nicht — wem gefiel sie denn? —, und ich entschloß mich, meine Familie nach Amerika zu schaffen. Und da machte ich meinen fürchterlichsten, nicht gutzumachenden Fehler. Anstatt sie alle auf meine Geschäftsreise mitzunehmen und sie nicht von meiner Seite zu lassen, machte ich die Reise allein; der vorsichtige Geschäftsmann wollte sich die Sache erst einmal anschauen. In meiner Tasche hatte ich wieder einen Schlüssel, den Schlüssel zu meinem glücklichen Haus in Warschau.

Es macht Ihnen doch nichts, zuzuhören?... Nun, das Ende der Geschichte ist bald erzählt. Plötzlich, über Nacht, kam das deutsch-russische Abkommen; es gab keinen Zweifel daran, was das bedeutete. Ich war gerade auf der Fahrt nach Europa und kam nach Polen gerade noch rechtzeitig, um Soldat zu werden. Ein paar Tage vergingen, und wir alle wußten, alles sei verloren. Irgendwie gelang es mir, mich nach Warschau durchzuschlagen; meine Frau und die Kinder waren mit anderen Ver-

wandten geflohen. Irgendwie gelangte ich mit zehntausenden anderen Flüchtlingen ans Meer, immer hoffend, ich würde meine Familie finden — sie war spurlos verschwunden. In meiner Tasche hatte ich etwas, das auf dem schwarzen Markt ein Vermögen war: einen gültigen Paß, mit einem gültigen amerikanischen Visum. Es war ein Visum für Geschäftsreisen — eine gewisse Zeit gültig, nicht nur für eine Reise...

Ich wartete und suchte... Und dann mußte ich aufs Schiff, und ich kam nach Neuyork ungefähr einen Tag vor Ablauf des Visums. Bald darauf kamen schlimme Nachrichten. Meine Familie war nach Warschau zurückgekehrt. Ich versuchte alles menschenmögliche, um sie herauszuholen, aber... nun ja, die polnische Einwanderungsquote war so klein, und da waren so viele...

Dann fing der Krieg auch für uns — Amerika — an, und Sie wissen, was in Warschau geschah... Und hier bin ich wieder mit meinem Schlüssel, bereit, eine Tür aufzuschließen, die ins Nichts führt... Möchten Sie noch eine Schale Kaffee?“

Heimkehr

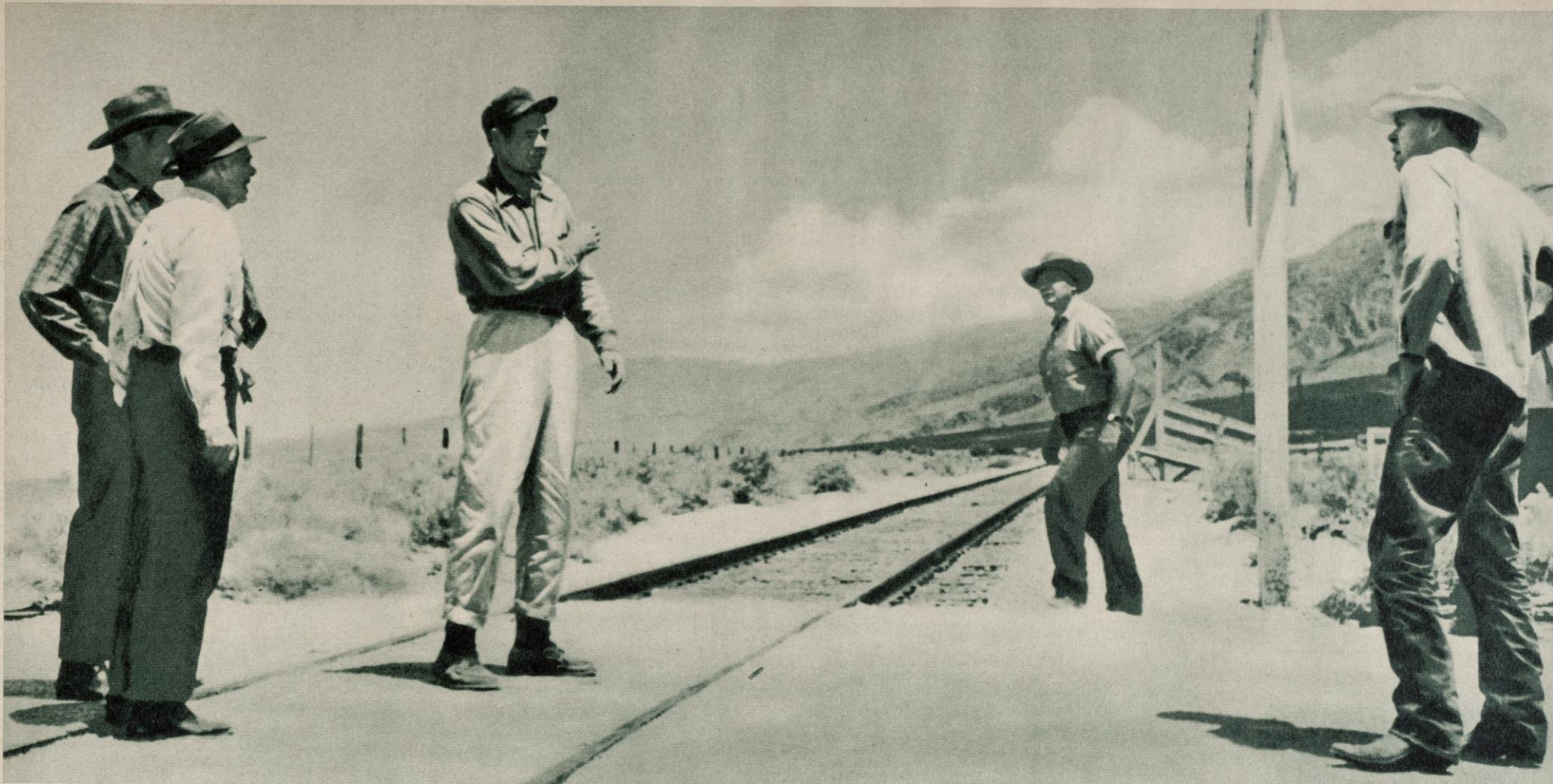
Vom Redeverbot entlassen kehrt das Gedächtnis heim.

Der Aufruhr des Jubels verschlägt aufs neue die Sprache.

Das Dankmal erbaut nur die Scherbe des Schmerzkruhs.

Den Linien der Hand verbleibt die Drahtspur.

Jürgen Becker



Stadt in Angst

Ein „Western“ von Format mit Spencer Tracy

Es war schon eine Sensation, als vor einigen Jahren — nach fast einem Halbjahrhundert „Wildwest“-Klamauk — es dem Hollywood-regisseur Fred Zinneman gelang, mit dem inzwischen weltbekannten Film „12 Uhr mittags“ selbst in diesem abgespielten, knalligen Filmmilieu eine dramatische Gipfelleistung von hoher staatsbürgerlich-menschlicher Aussagekraft zu gestalten. Jetzt haben mit dem farbigen CinemaScope-Film „Stadt in Angst“ Hollywoods Filmleute nochmals den Beweis erbracht, daß die so vielfach fragwürdige, unverwundliche „Wildwest“-Dramatik auf menschlichen Gehalt und künstlerisches Niveau nicht zu verzichten braucht, wenn nur die richtigen „Kerle“ dabei vor und hinter der Kamera stehen.

War es damals Gary Cooper als der von seiner Gemeinde jämmerlich im Stich gelas-

sohnern irgendwo tief im Westen am endlosen Schienenstrang der „Southern-Pacific“-Bahn vor sich hindöst, so nennen darf. Bereits seine Ankunft wird zur Sensation. Vier Jahre schon hat der Pacific-Express in Black Rock keine Station mehr gemacht, als eines Tages, ganz unvermittelt, der schnittige Pullmanzug vor dem klapprigen Bahnhofschuppen anhält und jener unheimliche Fremde aussteigt. „Was will der Mann?“ ist die bange Frage, die allen Leuten in Black Rock — nur zu schuldbewußt — auf den Lippen brennt.

Eine Welle des Mißtrauens, ja des Hasses schlägt ihm entgegen, die zu offener Feindschaft wird, als er nach einem Farmer japanischer Herkunft fragt, der vor einigen Jahren in den Ort gezogen war. Aber allem eisigen Schweigen, hämischen Grinsen und aller offenen und hinterhältigen Bedrohung

gepeitschter, engstirniger nationaler Fanatismus haben in den Tagen des japanischen Überfalls auf Pearl Harbour an diesem „Japs“ ihr Mütchen blutig gekühlt. Das gemeinsame schlechte Gewissen, die feige Mordtat nicht verhindert, nicht angezeigt und gar noch vertuscht zu haben, läßt die Bewohner dieses scheinbar gottverdammten Nestes wie Pech und Schwefel gegen den neuen, fremden Mitwisser zusammenhalten. Er darf die Stadt nicht lebend verlassen, wenn sie nicht alle zur Rechenschaft gezogen werden sollen. Der Fremde aber nimmt notgedrungen den Kampf auf, weiß einige Bürger, denen noch ein Fünkchen Anständigkeit im Leibe glimmt, auf seine Seite zu ziehen und verläßt anderntags — nachdem er mit genialem Trick einen mörderischen Überfall abzuwehren wußte und die Haupttätäter dem Gericht überantwortet hat — wieder die Stadt.



sene Sheriff Kane, den Fred Zinnemans exzellente Regie noch als zusätzlichen darstellerischen Trumpf auszuspielen hatte, so ist diesmal Regisseur John Sturges mit Spencer Tracy als Hauptdarsteller gewiß nicht schlechter bedient. Als einarmiger Fremder kommt er hier in die Stadt — wenn man die trostlose kleine Siedlung, die mit ihren paar wackligen Häusern und ihren genau 37 Ein-

zum Trotz kommt der ahnungslose Fremde allmählich dem traurigen Verbleib des gesuchten Mannes — eines Vaters, dem er eine Auszeichnung für den im Krieg unter der Flagge des Sternenbanners gefallenen Sohn überbringen will — auf die Spur und damit einem gemeinen Verbrechen, an dem die ganze Stadt mitschuldig wurde. Der gelbe Farmer lebt nicht mehr. Rassenhetze und auf-

Nicht nur künstlerisch, sondern auch rein inhaltlich liegt der Vergleich mit „12 Uhr mittags“ auf der Hand. Hier wie da kämpft ein einzelner Mann gegen eine ganze Stadt, in der ein paar gemeine Schurken das Steuer in der Hand haben und bürgerliche Zivilcourage anscheinend nicht zu Hause ist. Und wieder wird von dem atemberaubenden Spannungsgelnister und selbst von einigen

harten reißerischen Effekten das eigentliche, menschlich-sittliche und sozialkritische Anliegen nicht übertönt. In herrlichen CinemaScope-Bildern werden die wilde Schönheit und die grandiose Einsamkeit der Natur eingefangen und der szenische Rahmen zugleich zu einem echten Spiegelbild der dramatischen Situation und der innermenschlichen Trostlosigkeit der schuldbeladenen Hinterwäldler. Spencer Tracy, der für die Darstellung des Fremden in Cannes als „bester Darsteller des Jahres“ ausgezeichnet wurde, ist weder vom Drehbuch noch von seinem Spiel her ein Superheld. Nur zu gern möchte er — als er merkt, was in Black Rock gespielt wird — den Staub dieses dreckigen Nestes von seinen Füßen streifen, aber sein Versuch mißlingt, und letztlich bleibt ihm nichts anderes übrig, als sich seiner Haut zu wehren und gerade durch sein männliches Beispiel einige Jämmerlinge und Drückeberger aus ihren Mäuselöchern herauszureißen.

Daß er noch dazu hier einarmig ist und dadurch in seinen körperlichen Aktionen behindert bleibt, ist ein feiner dramaturgischer Kunstkniff, der das dramatische Geschehen zwangsläufig mehr nach innen verlagert und seine prächtige Darstellungskunst erst ins rechte Licht rückt. Auch die Gesichter der anderen erlesenen Mitspieler sind mehr als bloße „Western“-Typen und -Visagen und haben — ohne viele Worte — ein Schicksal zu erzählen. Nicht uninteressant ist dabei das Wiedersehen mit Ernest Borgnine — dem unvergessenen „Marty“-Darsteller des gleichnamigen Films — in der Rolle eines teuflischen, brutalen Schelmen am Gängelband eines eiskalten Bösewichts.

Imponierend der Filmschluß: Ein Mann von Black Rock erbittet zum Abschied von dem Fremden die „Helden“-Medaille des gefallenen Sohns ihres ermordeten Mitbürgers. Nur zögernd und widerwillig gibt er sie hin. Sein Gesicht spricht deutlich. Mögen sie ein Kriegerdenkmal darüber bauen. Ihm reicht's. Wortlos besteigt er den Zug.

Gottfried Bold

Fotos: MGM

Liebe Freunde! Ich möchte mit Euch mal eine Art Wettbewerb, oder wie Ihr es sonst nennen wollt, starten — einen Wettbewerb zugunsten des politischen Witzes nämlich. Die Sache ist so, daß der politische Witz unter dem Regime einer strengen Diktatur prächtig gedeiht. Wer sich noch an die Nazizeit erinnern kann, wird mir das bestätigen. Je gefährlicher es ist, einen politischen Witz zu erzählen, desto heftiger wuchert er im verborgenen und wird von Mund zu Mund geflüstert. Jetzt aber, wo man einen politischen Witz erzählen könnte, ohne den Spitzel fürchten zu müssen, jetzt kommt einem kaum solch ein Witz zu Ohren. Das ist doch schade. Deswegen frage ich also: Wer hat einen auf Lager? Er möge ihn mir einsenden. Den jeweils besten werde ich in unseren nächsten Spalten veröffentlichen und mit 5 DM honorieren.
Freundliche Grüße von Thomas.

Nicht mehr ins Theater?

Eva Lindenschmit in Köln-Kalk schreibt uns: „Schon lange wollte ich Dich fragen, was Du von den Theaterneubauten in Westdeutschland hältst? Geht die Entwicklung nicht dahin, daß man sich als einfacher Mensch, der mit irdischen Gütern nur sparsam gesegnet ist, kaum noch in das Theater wagen kann, weil man nicht in der Lage ist, sich »festlich« zu kleiden?



Gewiß, wenn man anders kann, sollte man nicht gerade in den gewöhnlichen Straßenkleidern das Theater besuchen. Andererseits sind gerade die die treuesten Theaterfreundinnen, die sich nur mit Rock und Pullover kleiden können. Wenn aber hier das neue Theater fertig ist, wird man sich so unmöglich hineinwagen können.“

● Deine Frage kommt mir gerade recht. Ich wollte sowieso gern einmal sagen, daß ich die westdeutschen Theaterneubauten für viel zu kostspielig und für viel zu repräsentativ halte. Weder dem Schauspiel noch erst recht der Oper kommt heute noch diese Bedeutung als Volkskunst zu, wie es die gewaltigen Theaterneubauten uns vortäuschen mögen. Es wäre schön, wenn man sich bald mal zu der vielleicht etwas schmerzlichen Erkenntnis durchringen würde, daß das Theater eine echte Anziehungskraft auf die Massen nur noch in bescheidenem Maße besitzt und daß der Film einen erheblichen Teil seiner Aufgaben übernommen hat. Durch die enormen Neubauten wird das Theaterspielen natürlich nur noch erheblich teurer. Ich fürchte auch, liebe Eva, daß Du in Rock und Pullover zum Beispiel dereinst das neue Opernhaus in Köln kaum besuchen kannst. Ich würde es dann aber mal darauf ankommen lassen.

Ohne Handschuhe

Unser Sportfreund Theo Schuhmacher in München 19 möchte wissen: „Seit wann betreibt man in Europa das Boxen als Sport?“

● Seit etwa 1850. England ist die Wiege des Boxsports. Dort wurde 1860 zum erstenmal eine „Weltmeisterschaft“ ausgetragen, und zwar noch ohne Boxhandschuhe. Bei solchen Kämpfen konnten sich die Boxer sehr bössartige Verletzungen zuziehen.

Abtreten

Horst K. in Essen fragt: „Kann eine Betriebsjugendvertretung, die nichts taugt, von den Kollegen zum Rücktritt gezwungen werden?“

● Auf Antrag von mindestens einem Viertel der wahlberechtigten Jugendlichen kann das Arbeitsgericht die Auflösung der Betriebsjugendvertretung wegen grober Vernachlässigung ihrer gesetzlichen Befugnisse oder Pflichten beschließen. Es muß sich aber um eine nachgewiesene grobe Vernachlässigung handeln. Also Vorsicht mit solchen Geschichten!

Hinweise

● Auf meine Bitte in der letzten „Auskunft“, doch Meinungsäußerungen und Hinweise über den Charakter der Gruppen von Jugendlichen zu geben, die sich in vielen Städten immer wieder an bestimmten Ecken zusammenfinden, sind erst zwei Zuschriften eingegangen. Ich muß meine Bitte also wiederholen. Tut mir den Gefallen! Ich bin auf Eure Hilfe angewiesen, wenn ich mir eine echte Meinung bilden will.

● Die Bezeichnung unseres „antikolonialen Studien-Spendenkontos“ lautet: „Bank für Gemeinwirtschaft Nordrhein-Westfalen AG, Köln, Postscheckkonto 1246 52, Einzahlung für Spendenkonto Aufwärts 87 2121“.

Aus bestem Material

In einer Uniformschneiderei, Herr General beim Anprobieren einer neuen Uniform

Schneider: Und wie ist es beim Reiten, Herr General?

General: Moment, mal sehen, was die alten müden Knochen noch so hergeben. Markieren Sie doch eben mal das Pferdchen, Voperschallek.

Schneider: Zu Befehl, Herr General!

General: (steigt auf) Lolli, hoppla! (galoppierend) Beim Galopp kneift's ein bißchen. (Steigt wieder ab und gibt dem Pferd ein Stückchen Zucker.)

Schneider: Also, wenn ich mir die Bemerkung erlauben dürfte, Herr General sitzen eben auf zu hohem Roß. Detwejen och das Kneifen. Kommense doch mal runter von Ihrem Sockel. Mir ist vorhin was Besonderes aufgefallen.

General: Na was denn, na was denn?

Schneider: Ich weiß nicht, Herr General, also, wenn ich Ihnen so ansehe, dann frage ich mich immer, warum wir den Krieg erst 45 verloren haben.

General: Mann! Geben Sie mir mal 5000 Panzer, die Überlegenheit in der Luft und das in Verbindung mit preußischer Disziplin, ich sage Ihnen, uns hätte keiner! Von der Atombombe wollen wir gar nicht erst reden. Wer hat, der hat! Und wir hatten eben nisch!

Schneider: Feiglinge, die!

General: So ist es, das war eine reine Frage des Materials!

Schneider: Und der Zutaten, Herr General! Nehmen Sie doch mal den Arm hoch. Spannt's? General: (hebt den Arm zum „Deutschen Gruß“) Nee, eigentlich 'n ganz schönes Gefühl!

Schneider: Na, sehen Sie! Die Golfalte kommt dann hierhin, Herr General, laut Reglemang! General: Na, wenn's denn unbedingt sein muß. Geht mir ja ein wenig gegen den Strich. Saloppe Tour! Paßt nicht so ganz zum deutschen Rückgrat!

Schneider: Herr General: Ich denk mir folgendermaßen: in Kleinigkeiten und so — Golfalte par exempel — Schnauze halten! Soll'n sie recht haben, die Amis. Und wenn Herr General dann erst mal in der Europa-Wehrmacht drin sind, dann werden die schon ihr blaues Wunder erleben. Vier Wochen, und Herr General haben die ganze NATO auf Vordermann gebracht.

General: Ist ja doll! Wir wissen nicht, wo wir stehen, wann wir stehen und ob wir stehen, aber wenn die Vaterländer rufen, dann stehen wir da!

Schneider: Mit gewaschenem Hals, Herr General!

General: Wie?

Schneider: Man macht ja mal 'nen Scherz, Herr General (nimmt Haltung an). Bitte vorbeigehen zu dürfen! — Und jetzt noch die Hose. Wenn Herr General mal ein paar Schritte machen würden. Also, Herr General, wenn Sie nach vorn gehen, ist alles gut. Da ist an der Hose nichts. Tadellos! Wenn Sie dagegen rückwärts gehen, da schlottert das alles so'n bißchen an Ihnen herum. Ich möchte denken, das liegt an der Haltung, Herr General!

General: Mann! Überlassen Sie das Denken den Pferden, die haben die größeren Köpfe.

Nach diesem Motto haben wir die deutsche Armee groß gemacht und...

Schneider: Fix und fertig.

General: Wie?

Schneider: Freitag, Herr General, spätestens Freitag ist die Uniform fertig.

General: In Ordnung! — Na, nun sagen Sie mal, lieber Voperschallek, haben Sie Ihre Klamotten schon beisammen?

Schneider: Schweinerei, Herr General, noch keine richtige Zeit gehabt vor lauter Arbeit. Generalsandrang ist groß.

General: Na immer schön langsam, mein Lieber. Eins nach dem andern. Das haben die

in Bonn ja auch ganz richtig erkannt, sind ja nicht von Dummsdorf, die Kerls. Lassen Sie uns nur mal wieder in den Schlüsselstellungen sitzen, was die ja früher oder später auch müssen oder auch wollen, dann...

Schneider: Ist einzusehen, Herr General. Wenn ich nun Herrn General noch mal die Taille messen darf, wenn ich bitten dürfte. (Mißt den Hosenbund.) 106, Herr General.

General: Na, machen Sie's mal lieber auf 104, kann dann später immer sagen: bin in Uniform gepreßt worden.

(Kabarett-Text des Düsseldorfer Kom(m)ödchens. Er stammt aus dem Programm „Stahl und Eisen leicht anziehend“, das 1951 aufgeführt wurde. Text Kay Lorentz, Darsteller: Butschke, Gottschow, Foto: Möschlein.)



Das Kom(m)ödchen-Buch des Kay Lorentz

Von Hadobu



Den Leuten kann geholfen werden, hat Kay Lorentz wahrscheinlich gedacht, als er ein Buch zusammenstellte, in dem Texte und Bilder aus den Programmen seines Kom(m)ödchens enthalten sind. Nicht jeder kann nach Düsseldorf fahren, um das Spiel der Künstler des Kom(m)ödchens zu sehen. Kommt er aber doch einmal hin, so ist in der Regel ausverkauft. Und es ist fast genau so, wenn in den anderen Städten Westdeutschlands Gastspiele sind, die Karten sind so selten und kostbar wie die Vernunft in der Politik. Da ist nun das Buch, das Lorentz im Rauch-Verlag, Düsseldorf, herausgegeben hat. Es kostet 14,80 DM. Und wer es kauft, hat auch ohne Musik, Darstellung und Enthusiasmus noch etwas sehr Wertvolles erworben. Im Grunde bekommt er einen Querschnitt durch die Politik seit dem Zusammenbruch. Anders sehen die Künstler unsere politische Welt als die, die sie machen.

Und man kann den Eindruck bekommen: Würden die Künstler sie machen, hätte die Politik etwas mehr Geist, mehr Witz (gehört wohl zum Geist) und auch etwas mehr Gerechtigkeit in sich. „Erst kommt der Mensch und dann das Amt“, heißt es in einem Text. Und in dieser guten Zeile ist eigentlich die politische Rolle des Kom(m)ödchens trefflich beschrieben. Denn seine Künstler wollen im Grunde helfen, daß der Mensch durch eine irriige Politik nicht zu Schaden kommt. Die Künstler leisten — leider nicht genügend gewürdigt von denen, die die Politik machen — eine hilfreiche Kritik. Wie der Arzt gezwungen ist, Wunden offenzulegen, so legen sie die Wunden unserer Gesellschaft offen. Kritisch und doch irgendwie versöhnend, wie es Kay Lorentz in einem guten und schönen Satz sagt: „Kritik an seinem Vaterland kann nur jemand üben, der es sehr lieb hat.“